

Das Buch als Körper und der Körper als Buch

Von der Tätowierung übers Pergament bis zum literarischen Motiv

Von Claudia Engler¹

Bücher sind mehrdimensionale Informationsträger, sie enthalten Texte ebenso wie Kontexte. Dazu gehören auch die Analogien zwischen dem menschlichen Körper und dem Buch. In einer langen Tradition der europäischen Kulturgeschichte werden Bücher als körperliche Objekte mit einer eigenen Identität und eigenen Lebenswegen verstanden. Bücher werden wie Nahrungsmittel verschlungen und erkranken an Wurmfrass. Als körperliches Objekt wird das Buch sogar zum Teilnehmer an gesellschaftlichen Interaktionen.

1. Körper-Buch-Metaphorik im Christentum

Leitendes Modell für die Buchmetaphorik ist der menschliche Körper. Der Buchkörper hat einen Rücken, einen Kopf, einen Fuss und ein Gelenk. Diese Metaphorik überträgt sich selbst auf elektronische Dokumente. Diese haben weiterhin Kopfzeilen und Fussnoten und erkranken an Viren. Die ursprünglich als metaphorisch verstandene Sprache des Körpervergleichs wird schliesslich zur Terminologie.

Unterschiedliche Analogien zwischen dem menschlichen Körper und dem Textkörper kennt man bereits in der Antike. Besonders stark entwickeln sie sich im Christentum, das sich als Wort- und Buchreligion versteht und deutet. Hier steht Gottes Herrschaft im Zeichen des Buches. Gott, die höchste Autorität, wird als Wort definiert. Mit der Übergabe der Gesetzestafeln an Moses auf dem Berge Sinai manifestiert sich der Wille Gottes erstmals als geschriebenes Wort. Die Tafeln respektive später das Buch sind zwar das Medium, über das sich das

¹ Dr. Claudia Engler ist Direktorin der Burgerbibliothek Bern (claudia.engler@burgerbib.bern). Ihr Aufsatz ist die Zusammenfassung eines Vortrags, den sie am 12. Juni 2012 im Rahmen der Vortragsreihe «Buch am Mittag» der Universitätsbibliothek Bern gehalten hat.

Wort Gottes verbreitet. Aber sie sind nur die Grundlage für die öffentliche Vermittlung durch das gesprochene Wort. Erst im Gottesdienst, in der mündlichen Predigt, werden die starren Buchstaben wieder lebendig. Gott spricht durch den Menschen mit dessen Körper und Stimme.

Die wahre Fleischwerdung des Gotteswortes ist Jesus Christus. In der christlichen Ikonographie des Mittelalters wird die Verkündigung an Maria zum eigentlichen Beschriftungsvorgang: Der Engel ist ein Botschafter seines Herrn, seine Ansprache an Maria («Ave Maria, gratia plena, dominus tecum»), oft in Form von Spruchbändern dargestellt, besteht aus den Worten Gottes. Der Engel ist lediglich ein Gefäß dieser Worte, aus welchem sich die Worte auf und in Maria ergießen, sie empfängt das Wort im buchstäblichen Sinn, es wird ihr eingeschrieben. Dargestellt wird diese Verinnerlichung des Wortes durch die lesende oder ein Buch haltende Maria.

Mit Christus wird das Wort in einem menschlichen Körper lebendig und sichtbar («Und das Wort ward Fleisch ...» Joh 1,14 ff.). Nach seinem Tod, seiner Entkörperlichung, wird das Wort wiederum zur Schrift, festgehalten durch die Apostel im Evangelium. Entsprechend hoch ist die Wertschätzung, etwa ausgedrückt durch wertvolle Bucheinbände, die im Mittelalter dem Evangelienbuch entgegengebracht wird. Es repräsentiert weiterhin die unsichtbare Gegenwart Christi. In der rituellen Funktion übernimmt das Evangelienbuch sogar eine symbolische Statthalterschaft Gottes, inszeniert bei Prozessionen oder auf Lesepult und Altar. So, wie das Buch Christus vertritt, kann Christus umgekehrt in Buchmetaphern beschrieben werden. Ein französischer Benediktiner beschrieb im 14. Jahrhundert Maria und Christus wie Bücher:

Der menschengewordene Gottessohn wurde vom Vater diktiert, im Schoss Mariens vom Heiligen Geist auf jungfräuliches Pergament geschrieben, der Welt zur Kenntnis gebracht in der Offenbarung der Geburt, korrigiert in der Passion, abgeschabt bei der Geißelung, punktiert und durchstossen bei der Durchbohrung der Wunden, auf ein Lesepult gestellt im Akt der Kreuzigung, illuminiert durch die Vergießung des Blutes [...]. Geöffnet und

aufgeschlagen wird das Christus-Buch im letzten Gericht.
(Zitat nach Schreiner 1971, S. 1449 f.)

Die Körper-Buch-Metaphorik findet sich profaniert auch in nichtreligiösen Texten des Mittelalters und sogar bis in die Gegenwart. Das Buch ist das Gefäß oder der Körper einer lebendigen Stimme, die – dem Zeitlichen enthoben – bei der Lektüre wieder lebendig wird. Damit die Stimme des Autors aber aus dem Buch sprechen kann, muss man sich dieses zuerst aneignen. Dafür werden Speisemetaphern verwendet: Das Buch und sein Inhalt werden inkorporiert, eingespeist in den Körper. Aus Erkenntnishunger und Wissensdurst wird ein Buch verschlungen, auf Ausdrücken wird herumgekaut; Texte sind geistige Nahrung, aber man kann sich an ihnen übersättigen und manchmal sind sie schwer verdaulich. Lesen ist also ein körperlich-sinnlicher Vorgang, der auf die Speisemetaphorik in der Johannes-Offenbarung (Offb 10,9 ff.) zurückgeht und auch in einem Zusammenhang mit dem Ritual der Eucharistie gesehen werden muss, in der mit der Einnahme von Brot und Wein zugleich eine spirituelle Aneignung erfolgt.

2. Die Haut als Einband und Speichermedium

Ein Element des Buches hat besonders viele Analogien zwischen Buch und menschlichem Körper hervorgebracht, nämlich die menschliche Haut respektive die Buchmaterialien Pergament und Leder. Pergament war nach der Ablösung des Papyrus bis zur Einführung des Papiers der wichtigste Schrifträger mittelalterlicher Schreibkultur. Als Einbandmaterial wurde Pergament bis ins 19. Jahrhundert verwendet, ein Ledereinband gilt noch heute als Zeichen einer hochwertigen Buchausstattung. Eine zentrale Funktion der Haut ist die Vermittlung zwischen innen und aussen, dies sowohl beim Menschen als auch beim gebundenen Buch. So, wie ein guter Einband mit dem verwahrten Text korrespondiert, so verrät die menschliche Haut etwas über das Innere des Menschen. Nicht von ungefähr war die Untersuchung der Haut lange Jahrhunderte ein wichtiger Teil der medizinischen Diagnostik.

Insbesondere die historische Anatomie griff immer wieder den Vergleich von Körper und Buch auf. Bei ihr wandelte sich der menschliche Körper in dem Moment zum Anatomiebuch, in dem die Haut beim Blick ins Körperinnere wie ein Buchdeckel auf- und umgeschlagen wird. Sehr schön verdeutlichen diese Analogie die Illustrationen zum epochemachenden Anatomiewerk von Andreas Vesalius, *De humani corporis fabrica libri septem*, das 1543 in Basel erschien (Abbildung S. 10). Das Heben des Hautdeckels wurde darüber hinaus zum Zeichen der anatomischen Wissensproduktion: Die Haut ist die verbergende Hülle vor dem zu enthüllenden Wissen, das bei der Sektion gehoben, in das Medium der Sprache übertragen, verschriftlicht und wiederum zwischen Buchdeckeln gespeichert und bewahrt wird. Das anatomische Zerlegen des Körpers und das Zerlegen des Textes beim Lesen werden eins, beides sind Prozesse des Verstehens. Die Buchstaben sind gewissermassen die Knochen des Buches, auf ihnen baut sich der restliche Text-Körper auf.

Die menschliche Haut ist aber noch mehr als eine Aussenhülle. Ihre Falten, Male und Narben bilden Lebensspuren ab, werden zu einer natürlichen Beschriftung der Haut, wo sie meist unauslöschlich eingeschrieben sind. Narben und andere Hautzeichen haben je eine eigene Geschichte, einen Erzählwert, der auch vom Nicht-Narbenträger gelesen werden kann, sie laden geradezu zur Entzifferung und zur Kommunikation ein. Die Haut wird damit zum Zeichengedächtnis des Lebens und des Körpers, zu einem Speichermedium.

Bezeichnenderweise sind symbolische Hauteinschreibungen ein bekanntes Motiv in der Literatur. Besonders zahlreich findet sich das Wunden- und Narbenmotiv als Zeichen gelebten, erlittenen Lebens, das als Hautinschrift vieldeutig gelesen und ertastet werden kann, angefangen bei der Beinnarbe des Odysseus hin zu den Selbstverletzungen der *Klavierspielerin* bei Elfriede Jelinek (1983), in Toni Morrisons *Menschenkind* (Beloved, 1987) oder in David Grossmans *Das Gedächtnis der Haut* (2001). Wunden und Male sind aber auch Zeichen erotischer Erinnerung, beispielsweise bei Heinrich Heine, *Schlachtfeld bei Hastings* (1851), Feridun Zaimoğlu, *Liebesmale, scharlachrot* (2000), oder – als

abstossendes Gegenteil – bei Gabriele Wohmann, *Flitterwochen, dritter Tag* (1964), ferner im – Friedrich Schlegel untergeschobenen – *Sechsten erotischen Sonett* (1912). In Christoph Heins *Drachenblut* (1982) wird die unverletzte Haut zum Panzer, bei Franz Kafka (*Kleider*, 1913) die alternde Haut, in der der Mensch zeitlebens gefangen ist, zu Zwangsjacke und Schicksal (Burkhardt 2011, S. 137 ff.). Doch nicht nur natürliche Zeichen als Folge von Alterungsprozessen, von Krankheiten, von Unfällen oder von Kampfspuren beschriften die Haut. Sie wurde schon immer bewusst als lesbare Oberfläche genutzt durch Brandmarkung etwa von Delinquenten oder mittels eigens zugefügter Wunden, um wie mit Studentenschmissen Zugehörigkeiten zu Kulturen zu markieren. Zu den gewollten und inszenierten Hautinschriften gehört die Tätowierung.

3. Tätowierungen: Der Mensch wird zum Buch

Tätowierungen sind derzeit in Mode, kaum mehr sind nackte Körperteile ohne Tattoo zu sehen. Dazu wird die Haut mit einem spitzen Gegenstand durchstochen und in die so entstandene Wunde Farbpigment eingebracht. Im Idealfall schliesst sich die Haut im Heilungsprozess wieder, sodass keine Narben entstehen und nur mehr die eingeführte Farbe sichtbar bleibt. Was vermeintlich frech und trendig daherkommt, ist jedoch eine Fortschreibung der Kulturgeschichte von Körper und Buch.



«Ein Wilder von der Insel Nukahiva». Aus: A. J. Krusenstern, *Reise um die Welt [...] auf den Schiffen Nadeshda und Newa*. St. Petersburg, 1814.

Tätowierungen sind Teil der menschlichen Geschichte, schon Mumien aus der Zeit vor Christi Geburt weisen solche auf

und selbst die 5000-jährige Gletschermumie Ötzi ist tätowiert. Im Alten Testament galt ein Tätowierungsverbot, da nur der unentstellte Körper dem Urbild des nach Gottes eigenem Bild geschaffenen Leibes entsprach (3. Buch Mose). Nach Christi Geburt werden die Stigmata, die Wunden Christi, zum mahnenden Zeichen, das man sich auf die eigene Haut übertragen liess. Die Wundzeichen der Heiligen Schrift werden so gewissermassen auf den eigenen Körper überschrieben und der Schmerz Christi wird damit buchstäblich nachfühlbar.

Kreuzfahrer und Pilger im Mittelalter und der Frühen Neuzeit tätowierten sich mit Kreuzen, Fischen und dem Namen Jesu, um im Falle ihres Todes sichergehen zu können, christlich begraben zu werden. Als Weiterentwicklung der Kreuzfahrertätowierung entstanden an Pilgerstätten eigentliche Tattoostudios *avant la lettre*, die nach Wunsch die Wappen der besuchten Orte, die wichtigsten Kirchen und Gebetsstätten oder Szenen aus der Bibel eintätowierten. Diese Pilgertätowierer fertigten für dieses Massengeschäft Holzmodel an, mit deren Hilfe sie die Vorlage mit Holzkohlestaub auf die Haut druckten; anschliessend wurde diese Vorzeichnung in die Haut gestochen.

Die auf das Polynesische zurückgehende Bezeichnung Tattoo respektive Tätowierung für die Technik des Hautstechens oder Hautzeichnens verbreitete sich erst mit James Cook (1728–1779) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Cook beschrieb nach seiner zweiten Weltreise nicht nur das Phänomen des Tätowierens bei den Südseebewohnern, er brachte zudem als grosse Sensation den tätowierten Tahitianer Omai mit nach England. Bald darauf entbrannte eine wissenschaftliche Diskussion, ob die Tätowierung nicht die Schrift des schriftunkundigen Wilden, ja in ihr geradewegs der Ursprung der Schriftkultur angelegt sei. Die Tätowierung, so wurde argumentiert, sei nicht einfach ein kultisch überhöhtes Ornament, sondern diene der Archivierung von Erinnerung, sei ein unauslöschbares Merkmal des menschlichen Willens und seiner Gedanken (Wuttke 1872).

Von solchen Diskursen sind heutige Tattooträger gedanklich weit entfernt. Aber wie im Mittelalter markieren sie mit ihrem Tattoo die

Zugehörigkeit zu einer bestimmten Szene, kokettieren durch die Wahl des Sujets mit dem seemännisch-kleinkriminellen Milieu oder fühlen sich mit einem Delfin auf der Schulter oder einem Flechtband am Oberarm als «edle Wilde». Tattoos wollen und sollen gelesen werden, das gilt auch für die nichtschriftlichen Motive. Ein neuer Modetrend in Sachen Tattoo sind sogenannte *Science Inks*. Dafür lassen sich Wissenschaftler das Ergebnis ihrer Forschung oder ihres Interesses in Form eines Tattoos eintätowieren (Zimmer 2011).

Spätestens damit offenbart sich die enge Relation zwischen Körper und Buch: Der Akt des Tätowierens ist eine Inkorporation und zugleich eine Publikation. Über Stichbilder und über Stichworte – im wahrsten Sinne des Wortes – macht sich der Mensch zum lebendigen Pergament, zum archivierenden Schriftträger, der Körper wird zum Buch, das gelesen werden kann, zum Buch, das einen Körper, Rücken, Kopf und Fuss aufweist. Und der Körper wird schliesslich zum Palimpsest, wenn ein Tattoo entfernt werden muss: Der Dermatologe bearbeitet die Haut in ähnlicher Weise, wie man im Mittelalter Pergament behandelte, um den wertvollen Schriftträger nochmals beschreiben zu können.

Literatur

Dagmar Burkhart, Hautgedächtnis. Hildesheim 2011

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (Hg.), Verborgen im Buch, verborgen im Körper. Haut zwischen 1500 und 1800 (Ausstellungskatalog der Herzog August Bibliothek Nr. 82). Wolfenbüttel 2003

Klaus Schreiner, «... wie Maria geleicht einem puch». Beiträge zur Buchmetaphorik des hohen und späten Mittelalters, in: Archiv für die Geschichte des Buchwesens 11, 1971, S. 1437–1464

Ulrike Landfester, Stichworte. Tätowierung und europäische Schriftkultur (Blaue Reihe Wissenschaft 18). Berlin 2012

Horst Wenzel, Wilfried Seipel, Gotthart Wunberg (Hg.), Die Verschriftlichung der Welt. Bild, Text und Zahl in der Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (Schriften des kunsthistorischen Museums 5). Wien 2000

Heinrich Wuttke. Geschichte der Schrift und des Schrifttums von den rohen Anfängen in der Tatuierung bis zur Legung elektromagnetischer Drähte, Leipzig 1872

Carl Zimmer, Science Ink, New York 2011